

und Ressentiments, ohne die unzähligen kleinen Schritte der vielen kleinen Leute, auf deren Boden das politische Verbrechen erst gedieh. Da aber die Älteren hier Grund genug haben, an die eigene Brust zu klopfen, geht der Weg zur besseren Einsicht der Jugendlichen nur über deren größeres Verständnis für die komplexe Situation und für das Versagen der älteren Generation. Es geht beileibe nicht darum, einer neuen Art von später Rechtfertigung das Wort zu reden, sondern es geht um die Vermittlung jener Erfahrung, weil anders der notwendige kritische Sinn der Jugendlichen nicht geweckt werden kann.

Hier stellt sich in aller Härte das Toleranzproblem. Toleranz im oberflächlichen Sinn des „Leben und leben lassen“ ist der heutigen Jugend, so weit man sehen kann, so sehr zur unreflektierten, gängigen Verhaltensweise geworden, daß die Furcht, sie könnte einer erneuten Belastung nicht standhalten, keineswegs unbegründet scheint. Wie schnell viele Jugendliche bereit sind, einem hemmungslosen Vergeltungsdrang nachzugeben, hat sich bei der Umfrage mit fast erschreckender Deutlichkeit gezeigt. Hier wirkt sich auch die militante Stärke des heutigen Arbeits- und Geschäftslebens aus, welche die Menschen stärker prägt als die glatten Konventionen der Konsumgesellschaft.

„Verständnis“ für die Situation der älteren Generation bei den Jugendlichen zu wecken, kann deshalb nicht heißen, sie zu einer billigen Kumpanei mit der eigenen Schuld zu verleiten. Die schroffe Ablehnung, die bohrenden Fragen gerade der gutwilligen, die „Wahrheit über die Judenverfolgung“ suchenden Jugendlichen sind ein besserer Ausgangspunkt gemeinsamer „Bewältigung der Vergangenheit“. Die Älteren müssen es ertragen, wenn ihre Kinder zunächst einmal über sie selbst zu Gericht sitzen. Eichmann darf kein Alibi werden.

Alle individuelle Bemühung im Elternhaus wird nach aller Erfahrung freilich von vornherein scheitern, wenn sie nicht Hand in Hand geht mit einem neuen Anlauf der Erwachsenenbildungseinrichtungen, der kirchlichen wie der kommunalen und gewerkschaftlichen. Der Eichmann-Prozeß und die publizistische Welle, die er ausgelöst hat, haben dafür den Boden bereitet, nicht mehr. Was nun zu geschehen hat, braucht ein günstiges öffentliches Klima, es braucht nicht die Öffentlichkeit selbst. Auch die hier registrierten Antworten der Jugendlichen sollten als Aufforderung und Ansporn verstanden werden, jener Minderheit der Jugendlichen, die sich ansprechen läßt und auf die es deshalb vor allem ankommt, zu gründlicherer Einsicht zu verhelfen.

14. Glaube, Liebe und Hoffnung für Israel

Aus dem Bericht über die Synode der Evangelischen Kirche in Berlin

Aus „Junge Kirche“ (6/60 Dortmund, Juni 1960) S. 305 ff. bringen wir mit freundlichem Einverständnis der Schriftleitung den folgenden Ausschnitt:

Ohne Anhaltspunkt im Rechenschaftsbericht von Bischof *Di-belius*, aber auf Grund von Erwägungen im Rat der EKID, legte der Ausschuß der Synode eine Erklärung zur Frage Antisemitismus (vgl. u. S. 74) vor, die eine sehr lebhaft, gründliche und beachtenswerte Debatte auslöste. Es waren in erster Linie die Mitglieder der Synode Berlin-Brandenburg, die hier einen Rückfall hinter die von ihnen vier Wochen zuvor am gleichen Ort abgegebene Erklärung sahen¹. Superintendent *Rieger* nannte den vorgelegten Entwurf blutleer und wenig herzlich. Unter Hinweis auf ein Wort von Hamann, daß die katholische Kirche unsere Mutter, die Synagoge aber unsere Großmutter sei, forderte er, dieses verwandtschaftliche Verhältnis, das uns mit Israel verbindet, stärker zum Ausdruck zu bringen. *Dr. Sudan* hielt die Erklärung im ganzen für unannehmbar. Die stereotype Wiederholung von Warnungen habe die gegenteilige Wirkung von dem eigentlich beabsichtigten Zweck. Eine kirchliche Verlautbarung dürfe sich nicht in dem erschöpfen, was alle Welt sagt, sondern müsse die besondere Aufgabe der Christenheit zum Ausdruck bringen. Beide Sprecher forderten die Synode auf, sich das Brandenburger Wort zu eigen zu machen und an ganz Deutschland zu richten. Welcher Art der Beitrag der christlichen Kirche zur Entstehung der Judenfeindschaft gewesen ist, zeigte Pfarrer *Locher* auf, der die theologisch völlig unzulängliche gedankliche Verarbeitung des Problems Israel verantwortlich machte für den unterschweligen christlichen Antisemitismus². Vom Mittelalter her laufe bis in unsere Zeit eine Linie des Judenhasses, die zeige, daß in unserem Glauben und in unserem Kirchenverständnis etwas falsch sei. Was heute zu sagen sei, könne in der Dreieinheit Glaube, Liebe und Hoff-

Synode in Weißensee vom 27. April 1950. Diese Synode hat einstimmig erklärt:

„Wir glauben an den Herrn und Heiland, der als Mensch aus dem Volk Israel stammt.“

Wir bekennen uns zur Kirche, die aus Judenchristen und Heidenchristen zu einem Leib zusammengefügt ist und deren Friede Jesus Christus ist. Wir glauben, daß Gottes Verheißung über dem von ihm erwählten Volk Israel auch nach der Kreuzigung Jesu Christi in Kraft geblieben ist.

Wir sprechen es aus, daß wir durch Unterlassen und Schweigen vor dem Gott der Barmherzigkeit mitschuldig geworden sind an dem Frevel, der durch Menschen unseres Volkes an den Juden begangen worden ist.

Wir warnen alle Christen, das, was über uns Deutsche als Gericht Gottes gekommen ist, aufrechnen zu wollen gegen das, was wir an den Juden getan haben; denn im Gericht sucht Gottes Gnade den Bußfertigen“.

Wir müssen heute bekennen, daß wir diesen Verpflichtungen nur unzureichend nachgekommen sind. Wir sind vor allem schuldig geworden an der Jugend, der gegenüber wir es an der nötigen Belehrung und dem verpflichtenden Zeugnis haben fehlen lassen. Daher ist es nicht zu verwundern, daß der Ungeist auch in Kreisen der Jugendlichen sich immer wieder aufs neue breitmacht. Demgegenüber müssen wir es uns erneut klarmachen und es bezeugen: der immer wieder durchbrechende Judenhaß ist offenkundige Gottlosigkeit.

Darum erarbeitet Euch die biblische Erkenntnis, daß unsere Rettung von der Erwählung Israels nicht zu trennen ist. Macht Gebrauch von den Hilfsmitteln, die Euch zur Verfügung gestellt werden, damit Ihr in der Predigt, in gemeinsamer Arbeit der Gemeindegruppen und in der Unterweisung der jungen Menschen Gottes Willen mit Israel erkennt.

Darum brecht als Eltern und Erzieher das weitverbreitete peinliche Schweigen in unserem Land über unsere Mitverantwortung am Schicksal der Juden und widersteht dem, daß die junge Generation zur Judenfeindschaft verführt wird.

Darum sucht die Begegnung mit den überlebenden jüdischen Mitbürgern, solange sie unter uns wohnen wollen, und zeigt Euch dankbar dafür, daß wir um Jesu willen ihre Brüder und Schwestern sind.

Darum trittet ein für die Wiedergutmachungsleistungen. Bedenkt aber, daß Gesinnungswandlung wesentlicher ist als eine Renten- und Kapitalabfindung, die wenig bedeuten kann für Menschen, welche den größten Teil ihrer Angehörigen durch Gewaltmaßnahmen verloren haben.

Darum laßt alles Rechten. Zeigt Euren jüdischen Brüdern und Schwestern, daß Ihr aus der Vergebung lebt, damit auch sie vergeben können.

Darum betet um den Frieden Gottes mit Israel. Betet um den Frieden Israels unter den Nationen, an den Grenzen seines Staates und in unserer Mitte

2 vgl. unten.

¹ Angesichts der Welle antisemitischer Aktionen, die unser Volk mit neuer Schuld bedrohen, erinnern wir uns und die Gemeinden noch einmal mit allem Ernst an die Verpflichtungen, die wir auf uns genommen haben mit dem Stuttgarter Schuldbekenntnis und mit der Erklärung der EKID-

nung zusammengefaßt werden: Glaube, daß die Verheißung Gottes über seinem Volk nicht aufgehoben sei, Liebe, die sich in praktischer Tat äußere, Hoffnung, daß Israel nach Gottes Wort wieder mit uns vereinigt wird.

Judenfrage als Christenfrage

Die von Pfarrer *Locher* angeschnittene Frage der Mitschuld der christlichen Kirche am Antisemitismus wurde von Professor *Gollwitzer* weitergeführt und konkretisiert. Judenfeindschaft existiere weder in Afrika noch in Asien, sondern nur im Bereich der christlichen Völker, und gerade in Deutschland sei die Geschichte des Judentums eine Geschichte des schweren Leidens. Nach einer fünfhundertjährigen Spanne des Zusammenlebens könnten wir den Juden eigentlich nicht mehr unter die Augen treten. Anstatt sie eifersüchtig zu machen auf die Herrlichkeit des Evangeliums, hätten wir das christliche Zeugnis ihnen gegenüber versäumt und uns so unglaublich gemacht, daß uns heute das Wort Judenmission erschreckt und wir nicht mehr wissen, wie wir Israel das Evangelium von seinem eigenen Herrn bezeugen sollen. Diese konkrete Erkenntnis gelte es auszusprechen; das sei bisher weder in dem Weißenseer Wort zur Schuld an Israel noch jetzt in der Brandenburger Erklärung scharf genug geschehen. Und wenn im Anschluß dagegen gesagt worden sei, daß unsere Gemeinden das noch nicht verstehen könnten, so sei dadurch mit unübertrefflicher Deutlichkeit ausgesprochen, wie sehr wir noch hinter dem Stand der Erkenntnis und des Tuns zurückgeblieben sind, zu dem wir eigentlich verpflichtet seien. Die Gemeinden wären noch zu unerschüttert und hätten noch nicht erkannt, daß die Judenfrage eine Christenfrage ist. Zu dieser Erkenntnis müßte die Synode beitragen.

Nicht Deklamation, sondern Erforschung der Ursachen

Zur Vermeidung von Mißverständnissen stellte Professor *Raiser* als Vorsitzender noch einmal das Anliegen des Ausschusses heraus. Nachdem vom Bundestag wie von verschiedenen kirchlichen Gremien würdige und gute Stellungnahmen zu dieser Sache abgegeben worden seien, bestünde nun, wenn man noch einmal das gleiche in anderer Formulierung sagen wollte, die Gefahr der bloßen Deklamation. Dem habe die Vorlage entgegenwirken wollen. Die Zeit für Deklamationen sei vorbei; wir sollten nun zu uns selber sprechen. Die lauten und tönenden Worte hätten allermeist für unsere jüdischen Freunde einen bitteren Nachgeschmack, das habe der Ausschuß vermeiden wollen. So sehr diese Haltung grundsätzlich zu bejahen ist, so wenig sind doch in der vorgelegten Erklärung die Überlegungen, die dazu geführt haben, zum Ausdruck gekommen. Die Gefahr der Mißdeutung liegt schon in den Worten und wurde durch die eigentümlichen Vorgänge bei der Abstimmung verstärkt.

Sensationelles Abstimmungsergebnis

Nach Abschluß der Debatte standen zwei Ergänzungsvorschläge zur Abstimmung. Professor *Gollwitzer* hatte beantragt, dem ersten Abschnitt der Erklärung den Satz anzufügen: „Wer sie (unsere jüdischen Mitmenschen) schlägt, der schlägt uns.“ Man wird darüber streiten können, ob diese Formulierung sehr glücklich gewählt ist, jedenfalls hatte sich aber auf der Synode kein Protest dagegen erhoben – weder inhaltlich noch formal. Es wirkte daher sensationell, als bei der Abstimmung über diesen Antrag nur etwa die Hälfte der Synodalen sich dafür aussprach. Noch sensationeller war das Resultat der Gegenprobe, die die gleiche Anzahl von Neinstimmen ergab. Die Bekanntgabe des Abstimmungsergebnisses 47:47, wurde von lebhafter Unruhe und einem unüberhörbaren Zischen auf der Tribüne quittiert. Professor *Gollwitzer* zog daraufhin seinen Antrag zurück. Man wird diesen Vorgang nicht – wie es bereits geschehen ist – dahin interpretieren dürfen, daß sich nun doch die Hälfte der Mitglieder der EKID-Synode als Antisemiten zu erkennen gegeben hätten – schon deshalb nicht, weil die Erklärung bei der

Schlußabstimmung über den Gesamtwortlaut einstimmig angenommen wurde. Aber einen Beigeschmack hat die Angelegenheit doch. Wer zu der Sache als solcher steht und lediglich die Formulierung ablehnt, kann das durch eine Stimmenthaltung zum Ausdruck bringen. Daß keiner der 47 Synodalen diesen Weg wählte, zeigt daß auch hier offensichtlich eine „unterschwellige Bewegung“ mitspielte, die zwar nicht genau analysiert werden kann, die aber die Notwendigkeit einer gründlichen theologischen Klärung des gesamten Fragenkomplexes unterstreicht. – Der Vorschlag der zehn Brandenburger Synodalen, die Gemeinden auf das Wort der Provinzialsynode zu den antisemitischen Ausschreitungen hinzuweisen, wurde mit einer Gegenstimme bei zwei Enthaltungen angenommen.

Das Votum von Pfarrer Locher

Vom den Diskussionsvoten der Tagung der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland (Februar 1960) bringen wir das von Pfarrer Locher aus dem „christlich-jüdisches Forum“ Nr. 24, Basel, Oktober 1960, S. 6 f.)

Pfarrer *Locher*, Düsseldorf:

Der konkrete Anlaß für unser heutiges Gespräch ist die bekannte Welle antisemitischer Sudeleien, von der man gemeinhin sagt, sie habe zu Weihnachten vorigen Jahres mit den Hakenkreuzen an der Kölner Synagoge begonnen, und von der man wohl annehmen darf, daß sie gegenwärtig auslaufe. Sie hat damals nicht begonnen. Wir Düsseldorfer jedenfalls mußten uns daran erinnern, daß nicht Weihnachten 1959, sondern Januar 1959 die Synagoge unserer Stadt aufs gräßlichste beschmiert war, und wir werden ja wohl auch damit zu rechnen haben, daß diese äußeren Zeichen des Antisemitismus auch weiterhin hier und da wieder auftauchen. Das geschah übrigens nicht allein bei uns; es kam auch unter anderen Völkern und Gemeinschaften vor, und das wissen wir und entschuldigen es nicht. Wir denken aber an das gute Wort, das in der sehr würdigen Diskussion des Bundestages die Ehrenpräsidentin sagte: „Wenn unter uns in Deutschland gegenwärtig Antisemitismus auftritt, dann ist das immer noch etwas anderes, als wenn das bei anderen geschieht.“ Ich darf auch daran erinnern, daß in der gleichen Aussprache eine dringende Bitte an die Kirchen um Hilfe beim Denken und in der Praxis im Kampf gegen den Antisemitismus ergangen ist. Ich meine, daß es der Synode angemessen ist, diesen Ruf zu hören und ihn an die Gemeinden weiterzugeben, damit jeder von uns das tut, was er tun kann.

Aber meine Freunde, diese Welle der Sudeleien – wollte Gott, sie wäre nicht geschehen – ist ja nur die Oberflächenerscheinung eines unterschwelligen Antisemitismus, von dem wir wissen und dem wir täglich begegnen. Jugendleiter, Lehrer, Erzieher führen fast täglich Gespräche über diese Frage und begegnen dabei einem konkreten, primitiven, klaren Antisemitismus. Das Wort: „Sie hätten auch die letzten noch vergasen sollen“ habe ich, wie viele andere, unzählige Male vernommen. Es ist die Stimme einer Jugend, die nicht schlechter oder besser ist als andere Generationen, die aber schlicht und in diesem Fall sogar treu und bieder nachsagt, was sie zu Hause hört. Nun ist freilich mit Freude und Dank zu berichten, daß Hunderte und Tausende von jungen Menschen bei rechter Unterweisung gerne bereit sind, sich in dieser Frage die Einsichten zu eigen zu machen, die hierzu vom christlichen Glauben aus zu sagen sind. Aber sie müssen unterrichtet werden. Wenn da z. B. mit 50 jungen Polizisten über diese Dinge geredet wurde, so vergesse ich bis heute nicht ihre Frage – es war beinahe ein Schrei –: „Warum hat man uns das nicht früher gesagt?“ Wir können nicht genug daran arbeiten, diesen unterschwelligen Antisemitismus aufzudecken und anzugreifen. Die Vorlage unseres Ausschusses spricht von „tiefliegenden Ursachen“ dieser Vorgänge. Genau darum geht es. Zu diesen tiefliegenden Ursachen gehört aber nicht nur die theologisch oft völlig unzureichende gedankliche Verarbeitung der hier an-

geschnittenen Frage, sondern auch das mißliche Erbe eines „christlichen Antisemitismus“. Wie immer man dieses Phänomen auch nennen mag — nennen wir's ruhig so, dieses Erbe aus dem Mittelalter, das durch die Jahrhunderte hindurch bis in unsere Jahre hineinwirkt, eine Erbschaft dessen, was in Jahrhunderten praktisch in unserer Christenheit geschehen ist. Meine Brüder und Schwestern, wer sich mit der Geschichte des Antisemitismus beschäftigt, stellt zu seinem Grauen fest, daß kein einziges Jahrhundert ohne Pogrome gewesen ist. Es ist ein erschreckendes Zeichen, daß wir zu der Generation gehören, in der die Zahl der Betroffenen nun freilich alles bisher Dagewesene unsäglich überschreitet.

Da ist doch etwas in unserem Glauben falsch. Da muß doch etwas falsch sein in dem Kern dessen, was wir gemeinhin als christliche Lehre oder als kirchliche Praxis lernten oder vertraten. Was Israel braucht, ist unsere Liebe. Es ist nun freilich zu berichten, daß viel gute, stille Liebe an Israel geschieht. Es könnte gewiß mancher Mann und manche Frau aus Israel auftreten und davon erzählen, was ihm an Liebe und Fürsorge von Männern, Frauen und Kindern begegnet ist, die freundlich zu ihnen gewesen und tapfer für sie eingetreten sind. Wenn z. B. von den 140 000 Juden, die in Holland vor dem Einmarsch der deutschen Truppen lebten, noch 20 000 das Jahr 1945 überlebten — ersparen Sie es mir auszudrücken, wie man das Ende der anderen beschreiben muß —, dann waren es Christen, Sozialisten, Menschen, die wirklich so handelten, wie es im Tagebuch der Anne Frank steht, die ihre in Kammern und Verstecken eingeschlossenen jüdischen Mitbürger verwahrten und versorgten; da ist viel Gutes und Rechtes geschehen. Aber: ist denn einer von uns in der Lage, das aufzurechnen? Vermag auch nur einer unter uns das einzubringen angesichts auch nur eines einzigen unter uns verletzten oder gar getöteten Juden? Wir wollen von dieser stillen oder offenen Liebe da sprechen, wo es hingehört, in der Erziehung, in der Unterweisung, als Beispiel und Anregung. Wir aber hier in der Synode müssen uns zunächst darüber klar werden, was wir und unsere Ge-

meinden brauchen. Dazu gehören in erster Linie, meine ich, gesunde Predigten, viel mehr gerade in dieser Frage gesunde Verkündigung. Darauf hat schon der Rat der Evangelischen Kirche der Union hingewiesen, und in die gleiche Richtung weist auch das vortreffliche Wort der letzten Synode der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg. Unsere Ausschußvorlage konnte sich darum mit einem Hinweis auf dieses Wort begnügen. Nochmals: Wir brauchen gesunde, kräftige Predigt aus dem Worte Gottes, damit unter uns das Wunder geschieht, in welchem die Liebe Gottes zu seinem alten Bundesvolk neu unter uns lebendig wird. Dazu bedarf es nach Ansicht des Ausschusses natürlich auch gründlicher Studienarbeit. Es muß an dieser Stelle der „Ausschuß der EKD für Dienst an Israel“ erwähnt werden, der jährlich und ständig in dieser Studienarbeit schon Beträchtliches geleistet hat. Da treffen sich Christen und Juden, Getaufte und Ungetaufte, da geht das Gespräch über alles, was Kirche und Israel trennt und verbindet. Man mag sich vorstellen, daß wir dann unter Umständen auch das Schweigen unserer jüdischen Brüder bei uns haben, nämlich immer dann, wenn wir über den Antisemitismus sprechen. Und schließlich gehört zu einer gesunden Predigt und zu einer kräftigen Studienarbeit ein großes Maß von Erziehungsarbeit. Ich kann zu ihr nur Mut machen. Sie ist mir immer wieder eine große Freude. Da wird gehört.

Aber das alles wäre nichts ohne die praktische Tat. Man kann das, was wir hier meinen, auch mit den drei Worten vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe sagen. Aber dann sollten wir es nicht nur sagen, sondern auch tun. Es geht um den Glauben, daß Gottes Verheißung über sein Volk nicht aufgehoben ist. Nur so begegnen wir Israel recht, indem wir ihm lassen, was sein ist: „Israel, wer ist dir gleich, du Volk, daß du durch den Herrn selig wirst!“ Es geht um die Liebe, die sich in der Tat für Israel hingibt. Und es geht um die Hoffnung, daß Israel mit uns vereinigt wird in Gottes Barmherzigkeit. Laßt uns dieses kurze Wort verstehen, liebe Freunde, als ein Wort der Liebe an Israel. (Vgl. unten Seite 74.)

15. Echo und Aussprache

a) Echo zu Rundbrief Nr. 45/48

Aus den uns zu Nr. 45/48, sowie zu 49 zugegangenen, besonders zahlreichen, bischöflichen Dankschreiben bringen wir mit freundlichem Einverständnis der Betreffenden die folgenden Äußerungen:

S. Exzellenz, der Erzbischof von Freiburg, Dr. Hermann Schäufele schreibt vom 25. Mai 1960:

„... Für die freundliche Übersendung des neuen Hefes des ‚Freiburger Rundbriefs‘ sage ich Ihnen aufrichtigen Dank. Ich entnehme daraus, mit welcher Gründlichkeit und mit welchem Ernst das Gespräch zwischen Christen und Juden geführt wird. Angesichts der antisemitischen Welle unserer Tage kommt ihm besondere Bedeutung zu.

Die Weiterleitung des Zweitexemplars an mein Seelsorgeamt habe ich veranlaßt.

Ihren Bemühungen zur ‚Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente‘ wünsche ich weiteren Erfolg und erteile Ihnen und Ihren Mitarbeitern als Unterpfand des einenden Pfingstgeistes den Bischöflichen Segen.“ Hermann, Erzbischof

Der Provikar der Apostolischen Administration, Innsbruck, schreibt vom 10. Juni 1960:

„... Besten Dank für die Zusendung des letzten ‚Freiburger Rundbriefs‘, der Einblick gewährt in die vielfältige und oft mühevollste Arbeit in der Frage der gegenseitigen Verständigung.

Ich wünsche Ihnen viel Gottessegens für alle Ihre und all Ihrer Mitarbeiter Bemühungen.

Mit vielen Grüßen

Michael Weiskopf

Der evangelische Landesbischof D. Dr. Haug, Stuttgart, schreibt vom 14. Juli 1960:

„... Für die Übersendung der ‚Freiburger Rundbriefe‘ danke ich Ihnen herzlich. Eine eingehende Information ist auf diesem Gebiet heute notwendiger denn je. Ich freue mich, daß Sie diese Aufgabe in vorbildlicher Sachlichkeit erfüllen.

Mit freundlicher Begrüßung
Ihr D. Haug“

José Orabuena, Ascona, schreibt vom 2. 1. 1961:

„... sowohl für Ihren Brief wie für die Zusendung, ja, offenbar, das Geschenk mehrerer Nummern der mir äußerst wichtigen Hefte dieser Rundbriefe will ich sehr herzlich danken dürfen. Leider fehlt mir die Übersicht ganz und gar, wie weit das Gute reicht, das diese Hefte vermitteln. Da ich aber der Ansicht bin, daß die Ausstrahlung des Guten unübersehbar groß ist und, ohne notwendige Erkenntnis dessen, noch den Fernsten plötzlich anrührt, ihn gar, ohne daß er sich hierüber im klaren ist, an der Ausführung, ja, dem Nachdenken über eine böse Tat hindern kann: so nehme ich die von Ihnen und Ihrem Kreise geleistete Arbeit wahrlich als etwas, das gar nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Ich wünschte, ich könnte anders helfen als durch ein paar Bücher. Aber ich bin wohl zu alt und nicht gesund genug, um anderes zu leisten.

Nochmals Dank und herzliche Wünsche für gesegnete Tätigkeit.

Sehr ergeben Ihr
José Orabuena